

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 110.

Posen, den 13. Mai 1928.

2. Jahrg.

Copyright 1928 by Art. Institut Orell Füssli, Zürich, Leipzig.

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

(Einzig berechtigte Uebersetzung von Otto Albrecht van Beeber.

16. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Donja Sol hatte sich von ihrer Ueberraschung erholt und machte ihm ein Zeichen, wieder Platz zu nehmen.

„Die Senjora Marquesa wundert sich, daß ich sie kenne,“ fuhr er, die Frage in ihren Augen erratend, fort. „Ich habe oft von weitem bewundert, wie die Senjora mit der Garrocha auf die Stiere losritt. Die Senjora ist sehr tapfer und die schönste Frau, die es auf Gottes Erde gibt. Eine wahre Seligkeit, sie zu Pferde zu sehen, mit der roten Krawatte. Die Männer müßten eigentlich wegen ihrer Märchenaugen mit Dolchstichen hintereinander her sein.“

Von seinem südländischen Enthusiasmus fortgerissen, wollte der Bandit, als wäre es die natürlichste Sache der Welt, neue Huldigungen vorbringen. Doch Donja Sol, blaß geworden, schaute ihn mit furchtsamen Augen an. War er ihretwegen gekommen? . . . Mit der Absicht, sie zu rauben, sie mit der hungrigen Gier des Raubvogels in sein Bergneß zu schleppen?

Auch der Torero wurde unruhig, Hölle und Tod! . . . Ihr so den Hof zu machen! Und das in seinem eigenen Hause . . . vor seinen Augen! Wenn es so weiterging, holte er seine Klinge und machte der andere tausendmal Blutmas sein!

Aber der Bandit schien den Unmut, den seine Worte erweckten, selbst zu bemerken.

„Verzeihung, Senjora Marquesa. Ich rede Unsinn. Zu Hause habe ich eine Frau mit vier Kindern, und die Vermisste weint mehr als die schmerzreiche Madonna. Ich bin ein friedlicher Maure, den das Unglück zu dem machte, was er ist.“

Und in dem Bestreben, sich Donja Sol angenehm zu machen, sprach er rühmend von ihrer Familie.

„Wenn alle Reichen so wären, wie der Marquis von Moraima! Mein Vater, der in seinen Diensten stand, hat mir oft von seiner Güte gesprochen. Ich selbst lag mit schwerem Fieber in der Hütte eines seiner Hirten. Er wußte es und ließ es geschehen, befahl auch, daß man mir auf seinen Gütern zu essen gibt und mich in Frieden meiner Wege ziehen läßt . . . So etwas vergift man nie. Ganz unvermutet treffe ich ihn manchmal, wie er trotz seiner Jahre über die Weiden galoppiert. „Gott behüte Sie, Senjo Marqués“ . . . „Salud, mein Junge“ . . . Und ich bekomme Lust, anzuhalten und seine Hand zu nehmen, nicht um sie zu schütteln — wie konnte ich wohl, ich, der so viele Tote auf dem Gewissen hat —, sondern sie zu küssen, als wäre er mein Vater. Niederknien möchte ich dann und ihm danken für alles, was er mir Gutes tut.“

Doch diese leidenschaftlichen Beteuerungen seiner Ergebenheit machten keinen sonderlichen Eindruck auf Donja Sol. So entpuppte sich der berühmte Plumitas? . . . Ein Felskaminchen, das alle Welt, von seinem Ruf betrogen, für einen Wolf hielt!

„Es gibt leider auch sehr schlechte Menschen unter den Reichen,“ begann er von neuem, „die die Armen arg drangsaliieren. Nahe bei meinem Dorf wohnt so ein verruchter Judas, der Geld auf Wucherzinsen ausleiht. Ich ließ ihm sagen, er solle die Leute schonen; aber anstatt meine Aufforderung zu beherzigen, denunzierte mich der Schurke den Gendarmen. Resultat: ich verbrannte seine Scheune, unternahm auch noch andere Sächelchen gegen ihn, und seit einem halben Jahr wagt er sich nicht mehr aus seinem Hause hervor, aus Angst, dem Plumitas zu begegnen. Ein anderer wollte eine alte Witwe aus der Hütte hinauswerfen, die schon ihre Eltern bewohnten, weil sie mit der Miete im Rückstand war. Abends, gerade als er sich mit seiner Familie zu Tisch setzen wollte, machte ich ihm meinen Besuch. „Lieber Herr, ich bin der Plumitas, ich brauche hundert Duros.“ Das Geld brachte ich der Alten. „Großmütterchen, nimm. Zahl' den Juden, und mit dem Rest mach dir dein Leben etwas bequem!“

„Und wieviel Menschen haben Sie getötet?“ fragte Donja Sol, die allmählich mit größerem Interesse zuhörte.

„Senjora, sprechen wir nicht davon, Sie würden Ekel vor mir bekommen, und ich bin doch nur ein arger Mensch, der sich verteidigt, wie er kann . . .“

Ein langes Stillschweigen trat ein.

„Sie wissen nicht, wie ich lebe, Senjora Marquesa.“ nahm Plumitas die Unterhaltung wieder auf. „Die wilden Tiere haben es besser. Ich schlafe, wie es gerade kommt . . . oder überhaupt nicht; stehe auf an einem Ende der Provinz, um am anderen einen Unterschlupf zu suchen. Und immer ein wachsameres Auge und eine harte Hand, damit man mich nicht verkauft. Die Armen sind gutmütig, doch das Elend ist eine böse Sache, die auch brave Menschen schlecht werden läßt. Ohne die Angst vor mir, hätte man mich schon tausendmal den Gendarmen in die Hände gespielt. Verlassen kann ich mich nur auf mein Pferd und diesen hier,“ — fast zärtlich klopfte er auf den Lauf des Karabiners. „Bisweilen, wenn mich die Sehnsucht überkommt, meine Familie zu sehen, suche ich bei Nacht mein Dorf auf. Die Nachbarn tun, als wüßten sie von nichts, aber eines Tages nehmen diese heimlichen Besuche doch ein schlimmes Ende . . .“

Manchmal ist mir auch die Einsamkeit unerträglich, ich muß Menschen sehen. So hatte ich seit längerer Zeit vor, zur Rincona zu kommen. Warum sollte ich auch nicht den Senjo Juan Gallardo besuchen, dem ich so oft schon applaudierte? Aber immer waren auch Ihre Mutter und Ihre Gattin zugegen, Senjo Juan. Und die würden sich beim Anblick des Plumitas vielleicht zu Tode erschrocken haben. Als Sie jedoch dieses Mal mit der Senjora Marquesa kamen, sagte ich mir: geh hin, um ein Weilchen mit ihnen zu schwätzen.“

Und das seine Lächeln, das seine letzten Worte begleitete, wies auf den Unterschied zwischen Gallardos Angehörigen und dieser Dame hin, gab aber auch zu verstehen, daß ihm die Beziehungen zwischen dem Matabor und Donja Sol bekannt waren. Seine Bauernseele, in der die Achtung vor der Legitimität der Ehe dominierte, glaubte, daß er auf die aristokratische Freundin des

Loreros weniger Rücksicht zu nehmen brauchte, als auf die Frauen seiner Familie.

Donja Sol ging darüber hinweg mit der Frage, wie er zu diesem wilden Leben gekommen sei.

„Durch eine Ungerechtigkeit, Senjora Marquesa, wie sie die kleinen Leute trifft. Ich gehörte zu den aufgewecktesten Burschen in meinem Dorf, konnte lesen und schreiben und half dem Pfarrer jahrelang als Sakristan. Damals erhielt ich den Spitznamen Plumitas (Plumitas bedeutet Federchen), weil ich den Gänsen die Schwanzfedern ausriß, um sie zum Schreiben zu verwenden.“

Ein schallender Kalps des Potaje auf seinen Schenkel unterbrach ihn.

„Siehst du! Du rochst mir gleich ein wenig nach Weibhrauch!“

Der Nacional lächelte nur. Ein ehemaliger Sakristan als Bandit! . . . Was würde Don Rafael dazu sagen!

„Ich heiratete und nach einem Jahr kam das erste Kindchen. Da polterten eines Abends zwei Gendarmen herein, um mich aus dem Dorf heraus aufs Feld zu führen. Vor der Türe des Gutsbesizers waren einige Schüsse gefallen, die ich nach der Meinung der beiden abgefeuert haben mußte . . . Ich beteuerte meine Unschuld: Hiebe mit dem Gewehr. Die ganze Nacht verprügelten sie mich, mal mit dem Lauf, mal mit dem Kolben, bis sie es beim Morgengrauen satt bekamen und mich bestunungslos liegen ließen. Wie einen Sack haben sie mich, der ich an Händen und Füßen gefesselt war, geklopft. Dabei höhnten sie mich noch: „Du bist doch der Mutigste im Dorf. Nun zeig doch, was du kannst!“ Dieser Spott empörte mich am meisten. Meine Frau kurierte mich so gut es ging, aber Schläge und Hohn konnte ich nicht vergessen . . . Kurz und gut: eines Tages fand man den einen Gendarmen tot auf den Feldern, und um allen Widerwärtigkeiten aus dem Wege zu gehen, schlug ich mich in die Berge.“

„Nein gemacht!“ brummte Potaje. „Und der andere?“

„Der ließ sich mit all seiner Courage nach dem anderen Ende Spaniens verlegen. In Barcelona, in Valladolid und weiß Gott wo, habe ich ihn schon vergeblich gesucht, aber finden werde ich ihn, und sollte er sich in die Hölle verkriechen. Wenn er nur nicht schon tot ist; das wäre sehr, sehr schade!“

Donja Sol, die voller Spannung lauschte, sah ihren Irrtum ein. Nein, ein Kaninchen war er nicht.

Der Bandit schwieg und runzelte die Brauen, als fürchtete er, zu viel gesagt zu haben.

„Wenn Sie erlauben, Senjo Juan, will ich mal nach meinem Pferde sehen . . . Komm mit, Raderad,“ wandte er sich auf der Schwelle zu Potaje, „die Stute wird dir gefallen.“

Als die Türe hinter den beiden ins Schloß fiel, machte der Lorero Donja Sol Borwürfe, trotz seiner Bitte heruntergekommen zu sein. Doch sie lachte ihn aus.

„Warum sollte ich Angst haben? Dieser Plumitas scheint mir besser zu sein als sein Ruf. Ich hatte ihn mir anders vorgestellt, aber auch so ist er ein sehr origineller Typ. Seine Jagd auf den Gendarmen quer durch ganz Spanien könnte ein interessantes Feuilleton abgeben. Wenn er weggeht, wollen wir ihm etwas schenken . . .“

Die Mägde haben jetzt von dem prasselnden Holzfeuer zwei mächtige Pfannen, die einen angenehmen Duft nach Bratwürsten ausströmten.

„Zu Tisch, Caballeros!“ ertönte die Stimme des Nacionals, der hier auf dem Gut die Funktionen eines Merjor-domus ausübte.

Die Mitte der Küche nahm ein großer, weißgedeckter Tisch ein, auf dem, neben kleinen, runden Broten zahlreiche Flaschen standen.

Die Angestellten verteilten sich auf den beiden Bänken der Längsseiten, während Gallardo Donja Sol fragend anschaute. Wollte sie nicht lieber oben im Speisezimmer essen? . . . Doch die Senjora setzte sich wie selbstverständlich an den Kopf des Tisches. Ihre graziose Nase schnüffelte in der Luft:

„Das riecht sehr lecker. Ich habe einen Bärenhunger.“

„So lob ich es mir,“ meinte schulmeisterlich der Plumitas. „Herren und Diener am selben Tisch, wie in alten Zeiten.“

„Aber so stell doch das verdammte Schießisen weg,“ räsionierte der neben ihm sitzende Picador. „Die Mündung zielt direkt auf meinen Kopf und ehe man sich versteht, gibt es ein Unglück!“

„Hab' keine Bange, es passiert nichts . . . so bleibt's. Basta!“ antwortete der Bandit barsch, als wollte er alle weiteren Andeutungen über seine Vorsichtsmaßregeln abschneiden. Den Löffel in der Hand griff er nach einem Brot und schaute mit häuerlicher Höflichkeit auf die anderen, um sich zu vergewissern, ob er anfangen konnte.

„Guten Appetit, Senjores!“

Damit fiel er über die gewaltige Schüssel her, die auf seinem Tische stand, hielt indes, beschämt über seine Gier, nach einigen Bissen inne. „Seit gestern morgen habe ich nichts verzehrt als ein Stück altes Brot, dazu ein wenig Milch, die mir ein Hirte gab.“

Der Picador, sehnsüchtig nach den vollen Flaschen schielend, schenkte ihm ein.

„Trink, Plumitas! Trocken Futter taugt nicht. Man muß es anfeuchten.“

Doch bevor noch der Bandit sein Glas ergreifen konnte, trank Potaje schon. Trank, nein, schüttete den Wein ohne abzusetzen herunter. Plumitas aber nahm nur dann und wann einen vorstichtigen Schluck, wußte er doch, daß der Alkohol für einen Mann in seiner Lage der gefährlichste Feind war.

„Caramba! Trink doch ordentlich!“ drängte der Picador von neuem. „Hier bist du unter Freunden, ebenso sicher, als sähest du in Sevilla unter dem Mantel der Madonna. Sollten durch einen Zufall die Gendarmen erscheinen, so helf' ich dir, diese verfluchten Raffen abzumurksen. Und dann heid! mit dir in die Berge, denn solch Leben hat mich schon immer angezogen.“

„Potaje!“ mahnte vom anderen Ende des Tisches der Epada, der die Nachbarschaft der Flaschen für seinen Picador fürchtete.

Trotzdem der Bandit sehr mäßig trank, begann sein Gesicht sich zu röten. Er hatte sich der offenen Tür gegenüber hingesezt, so daß er die Einfahrt zum Gut, dahinter ein Stückchen der einsamen Chaussee überblicken konnte. Manchmal fiel der Schatten eines graubraunen Tieres auf den Streifen Land vor seinen Augen und das genügte, um ihn zu dem Karabiner greifen zu lassen.

Nach Beendigung der Mahlzeit nahm er von Potaje ein leeres Glas an und überließ sich dann, das Kinn auf die Hand gestützt, einer schweißigen Verdauung. Es war die Verdauung der Boa, des an unregelmäßiger Ernährung gewöhnten Magens, bei dem schwere Ueberladung mit langem Fasten wechselt.

Gallardo reichte ihm eine Havana.

„Gracias, Senjo Juan, ich rauche nicht. Aber ich will sie für einen Freund in den Bergen aufheben, der lieber raucht als ißt . . . Der Junge hilft mir, wenn es Arbeit für zwei gibt.“

Der Wein hatte Plumitas verändert. In seinen Augen schillerten unruhige, metallische Reflexe, das runde Gesicht zog sich zusammen und verlor den gutmütigen Ausdruck. Er wurde redselig.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mutter im Himmel.

Zum Muttertag: 13. Mai 1928.

Von Hella Hoffmann.

(Nachdruck verboten.)

Mutter hatte ein ganz seltsames Gefühl: sie spürte, wie die Luft an ihr vorbeiströmte, wie ihr Körper aufwärts strebte. Sie glaubte, in einem Aufzug zu stehen, der mit Windeseile zur Höhe wollte. „Ich fahre!“ dachte Mutter, „wenn ich nur wüßte, wohin. Ich weiß nicht einmal mein Reiseziel. Ich bin ja nicht sonderlich klug; Vater hat es mir lächelnd immer wieder gesagt, und auch die Kinder wissen, daß Mutter nicht die Allerklügste ist, und tun oft Überlegen . . . aber daß ich nicht einmal weiß, wohin ich fahre, ist eine Schande. Ich habe auch keine Ahnung, welches Fahrzeug ich benütze . . . eine Eisenbahn ist es nicht . . . vielleicht ein Luftschiff? Mein Sohn wollte einmal nach München fliegen . . . ich wäre gestorben vor Angst, wenn er es getan hätte, und nun soll ich selbst in solch einem Teufelswerk, das dem Herrgott in die Wolken gucken will, stehen? Ich habe außerdem keine Zeit für Vergnügungsfahrten. Der Mann und die Kinder kommen dann hungrig, und ich bin nicht da . . .“

Mutter unterbrach ihren Gedankengang, der sich stets um einen Mittelpunkt drehte: ihre Familie. Sie hatte neben sich ein bekanntes Gesicht gesehen. Das war doch der strenge Oberlehrer Meier, von dem ihr Hans immer behauptet hatte, daß er ihm aufschüssig sei. Mutter wurde ganz klein vor Respekt; aber sie konnte nie gute Gelegenheiten, für ihren Jüngsten zu sprechen, nicht vorbegehen lassen. „Guten Tag, Herr Oberlehrer!“ sagte sie. „Es freut mich sehr, Sie zu sehen. Sie fahren also auch mit . . . (Er weiß sicher, wohin wir fahren; er hat ja immer alles gewußt!) Wenn ich Sie schon zufällig treffe, dann darf ich Sie wohl fragen, wie Sie mit Hans zufrieden sind? Er ist ein guter Junge, zwar ein wenig zerstreut, das ist wahr, und seine Schulaufgaben sind auch nicht immer in Ordnung; aber daran trage nur ich Schuld. Ich habe ihn verwöhnt, weil er ein schwaches Kind war, und er ist so begabt, so fleißig . . . Nicht wahr, Herr Oberlehrer, Sie nehmen ihm die kleinen Nachlässigkeiten nicht übel und lassen ihn aufsteigen?“

„Liebe Frau Müller, Sie irren in der Zeit!“ antwortete der Oberlehrer. „Ihr Sohn ist schon seit zehn Jahren aus der Schule, was ihn aber nicht daran hindert hat, ein Schlingel zu werden, wie ich es ihm prophezeit hatte. Außerdem könnte ich ihn auch heute nicht mehr aufsteigen lassen, selbst wenn er mein Schüler wäre, denn wir sind selbst momentan im Aufsteigen begriffen. Sie und ich.“

„Ja, wohin fahren wir denn, Herr Oberlehrer?“ stammelte Mutter.

„In den Himmel, liebe Frau Müller. Der Zufall wollte es, daß Sie und ich fast zur selben Zeit gestorben sind. Ich bin um acht Uhr früh verschieden und Sie dürften nicht viel später Ihren letzten Atemzug getan haben. Sollten Sie das nicht bemerkt haben?“

Mutter dachte frampfhaft nach: sie war gestorben. Wenn es der Herr Oberlehrer sagte, mußte es wohl so sein. Wie war das nur gewesen? Plötzlich war sie so schwach geworden, und sie hatte sich zeitig niedergelegt mit der festen Absicht, am nächsten Morgen früher aufzustehen. Dann war sie wohl eingeschlafen, und was war danach geschehen? Sie erinnerte sich nicht . . . Wie aus weiter Ferne hörte sie weinen und klagen. War sie wirklich gestorben? Gerade jetzt, da ihre Familie sie so sehr gebrauchte, weil die Tochter in einigen Monaten heiraten wollte? Nein, das hätte sie nicht tun dürfen, ihre Kinder in so wichtigen Momenten im Stich zu lassen! Mutter schämte sich ihrer eigenen Pflichtvergeßlichkeit. Sie wußte: eine Mutter muß immer da sein, wenn man sie braucht, eine Mutter darf nicht einfach fortgehen und die anderen allein lassen, eine Mutter darf nicht sterben!

„Wie konnte ich meinen Lieben diesen Schmerz bereiten“, flüsternte sie, „nun werden sie sich gar nicht zu helfen wissen und sie werden weinen um mich, die guten Kinder . . .“

„Denken Sie nicht immer an die Kinder, liebe Frau!“ meinte der Oberlehrer, „während Ihres ganzen Lebens haben Sie ja doch nur an Ihre Familie gedacht, nun müssen Sie aber an sich denken. Wir werden bald vor Gottes Thron stehen, sind Sie gerüstet? Erinnern Sie sich Ihrer guten Taten, die Ihnen den Weg in den Himmel bahnen sollten! Sie haben gesündigt, Mutter, wie alle Menschen . . . wird Ihnen jede böse Tat nicht jetzt zum schweren Stein, der an Ihrem Fuße klebt und Sie herabziehen will? Wir werden sehr strenge geprüft werden, denn wenn mich meine Ahnung nicht trügt, herrscht auch im Himmel Wohnungsnot, wir müssen in Betragen die beste Note haben, um auf sicheres Quartier rechnen zu können!“

Auf seiner Stirn standen Schweißperlen, und er sah so ängstlich drein wie ihr Sohn Hans, wenn er beim strengen Oberlehrer Meier Schularbeit haben sollte. Mutter wurde von dieser Angst angegriffen. Sie wollte sich ihrer guten Taten erinnern, aber sie konnte doch nur eines denken: die Kinder; was werden die Kinder jetzt machen ohne mich?

„Gleich find wir oben!“ sagte die Stimme des Oberlehrers. „Ich muß beten!“ dachte Mutter, „oh, wieviel habe ich gesündigt — vielleicht war ich ungerecht, vielleicht habe ich meine Kinder zu wenig geliebt — ich war oft heftig, ungeduldig — die Kinder haben manchmal geweint . . .“ Und wieder kreisten ihre Gedanken um den einen Mittelpunkt.

Vor der Himmelstür standen die Seelen und wurden streng geprüft. Mutter sah einige, die sie noch als Menschen gekannt hatte. Da waren manche, die sie immer nur mit schmerzlicher Ehrfurcht betrachtet hatte, und die sie jetzt arm und zitternd sah. Aus der Himmelstür trat der heilige Petrus, und ein Engel trug ihm ein großes Buch nach. Wie das gefürchtete Massenbuch sah es aus. Die Seelen erschauerten. Ihre Verteidigungsreden würden ihnen nichts helfen. In diesem Buche standen ihre guten und bösen Taten eingetragen. Nun würden sie den Ausweis über ihr ganzes Erdenleben erhalten. Der Herr Oberlehrer kam an die Reihe.

„Wenn ich es Hans erzählen könnte, daß der Herr Oberlehrer ebenfals vor einem Massenbuch zittert“, dachte Mutter, „Hans würde lachen, sein frisches, helles Jungenslachen. Er lachte so selten in letzter Zeit, er war immer so ernst und gedrückt, vielleicht hatte er einen Schmerz. Ich konnte mich nicht ausdrücken mit ihm, weil ich so viel Arbeit hatte und mir häufig nicht wohl war. Nun bin ich gestorben und weiß nicht, was mein Kind bedrückt . . . ich war eine schlechte Mutter!“

„Mutter, jetzt kommst du an die Reihe!“ Es wunderte sie nicht, daß man sie im Himmel „Mutter“ nannte. Sie war es so gewohnt, noch von der Erde her. Für jeden war sie die Mutter gewesen, nicht nur für die eigenen Kinder. Jeder war zu ihr gekommen, wenn ihn etwas bedrückte, jeder hatte es als selbstverständlich empfunden, daß sie helfen mußte: sie war doch eine Mutter.

Petrus sah sie strenge an. Er sog dabei an seiner Pfeife, die nicht recht brennen wollte. Da griff Mutter, während die übrigen Seelen sie entseht ansahen, nach der Pfeife, nahm sie aus dem Munde des Heiligen und begann sie zu puzen. „Die ist ja ganz verschludt!“ sagte sie tadelnd, „wenn Vater seine Pfeifen in diesem Zustand bekommen hätte, wäre er böse geworden — die muß doch gepuzt werden!“ Und als diese Arbeit besorgt war und sie sich für ihre bösen Taten verantworten sollte, sah sie ein Englein, dem die Loden wirr ins Antlitz hingen. Da griff Mutter abermals zu und machte Anstalten, das Englein zu kämmen. Von den Loden aber flog pures Gold auf ihre Hände. Da erinnerte sie sich erst und stammelte verwirrt: „Entschuldigt mich — ich bin das so gewohnt von den Kindern her, die haben immer irgend etwas gebraucht. Und wenn ich ein fremdes Kind sah, dann war mir immer, als ob ich den Himmel sehen würde; lieber Gott, du mußt mir verzeihen, daß ich dich durch die Arbeit, die mir die Menschen machten, manchmal vergessen habe. Aber still habe ich dir immer gedankt für die Mühe, die Plage; die du mir mit meinen Lieben schenkest; denn für Menschen zu sorgen, die man liebt, ist Mühe, und ist zugleich Gebet!“

„Sie wird nicht aufgenommen werden!“ hörte sie neben sich sagen, „sie war nicht fromm!“

Da warf sich Mutter nieder: „Lieber Gott, laß mich hier bleiben. Ich habe auf die Erde gesehen, dort stehen meine Kinder im Kirchhof und weinen. Der Priester tröstet sie: „Es gibt ein Wiedersehen im Himmel.“ Lieber Gott, wenn dann in langer, langer Zeit meine Kinder kommen und mich auch hier nicht finden . . . Es würde sein, wie damals, als mich Hans im Walde verlor. Er war noch ganz klein und hat acht Tage danach gefiebert, weil er so schreckliche Angst ausgestanden hatte!“

„Es ist sehr zweifelhaft, ob Hans überhaupt in den Himmel kommt, er war immer ein Säckling!“ meinte der Oberlehrer.

„Hans nicht in den Himmel kommen?“ rief Mutter, „nein, das darf nicht sein! Ich war unwürdig, Herr, ich habe gesündigt und dich vergessen, aber meine Kinder sind gut. Herr, nimm alle Sünden, die meine Kinder unwissend begangen haben, und lege sie auf mein Haupt. Ich will büßen für sie, aber die Kinder sind nicht schuldig!“

Da schlug der Heilige das Buch zu. „Ich finde nur einen Satz eingetragen über dich“, sagte er, „der lautet: sie war eine Mutter. Es gibt nicht viele, die sich von ihrer Gedankenbahn ein schöneres Zeugnis mitbringen. Bleibe hier, Mutter, und wenn du einen Wunsch hast, du, die nie für sich selbst gewünscht und gebeten hat, dann sage ihn jetzt!“

Da sah Mutter rasch hinunter auf die Erde und bat: „Im Kirchhof steht Hans und hat seinen leichten schwarzen Rock an, obwohl es regnet. Lieber Gott, er ist so empfindlich — könntest du es nicht richten, daß er sich bei meinem Leichenbegängnis nicht verliert?“

Wie der kleine Franzl starb . . .

Von Josef Kopta.

Niemals kann ich, blonder Bursche, an deine erschrockenen großen Augen vergessen, welche aus deinem weißen und bläulich durchscheinendem Antlitz hervorleuchteten.

Du verlorst dich aus diesem Saale, als ob du in Licht zerfloßen wärest und emporgestiegen seiest, und uns jetzt, da wir hier sitzen, mit dem matten Schimmer der Lampen und Glühbirnen herableuchten würdest.

Die schwarzen Prädanzüge deiner erwachsenen Brüder flattern hier in der warmen Bewegung von Köpeln durch den Raum, die Schbestede klappern, die Keller bröhnen, aber wenn jetzt jemand

rißt: „Franz, ein Biltner Wasser! Franzl, ein Viertel Mojel,“ so konntst du schon nimmer in deinem weißen Jäckchen mit Goldtröpfchen herbeigestürzt, weil du in diesem Engelsgewande zum Himmel emporgestiegen bist. Sieben solche Knöpfe waren auf deiner Bluse, oder waren es acht? Aber selbst wenn es ihrer hundert gewesen wären, sie hätten als hundert Märtyrersterne über deinem friedlichen, erschrocken Haupt erstrahlen können.

Dies also war Franzl, der Kellnerbursche des Restaurants „Mars“, mit seinen schwärmerischen und großen Augen, die von dunklen Ringen darum gestreift wurden. Als erster sprang er aus dem Bette als letzter legte er sich nieder, und daher fand man ihn ein paarmal in einer Ecke, den Untersatz einer Flasche mit den Händen umklammert und eingeschlafen, und daher wurde er öfters geschlagen, weil er unausgesetzt gähnte. Vielleicht haben auch wir den Ober angeflucht, daß wir unseren Wein so lange nicht bekämen, uns über den Kellner beklagt, der Schelte erhielt, und dann hagelte es Ohrfeigen auf den träumenden Franzl nieder. Und Franzl eilte ruhig und schweigend, voll Leides, davon, um das eingeholen, was er veräußert hatte, und seinen Händen, deren Kraft allmählich erlahmte, entglitt der Untersatz und fiel gerade vor die Füße seines Chefs.

„Wenn mir das passiert wäre, als ich lernte,“ rief sein Chef, „wäre ich heute überhaupt nicht hier! Alle haben wir leiden müssen!“

So rief er, und Franzls Haupt wackelte unter seinen Schlägen hin und her, so rief er, und Franzl meinte durchaus nicht, damit es die Gäste nicht merken sollten.

Eine schwere, überschwere Last trug dieses Bürschlein auf seinen Schultern, und niemand gewährte das. Das ganze Unternehmen ruhte eigentlich auf seinem garten Leide. Was immer geschah, er war an allem schuld, vielleicht war er sogar daran schuld, daß die Gäste so ein schäbiges Trinkgeld gaben.

Wenn der Ober murrte, murrten alle Kellner, aber Franzl durfte nicht murren. Denn als sie jung waren, war es auch so, pflagten sie dann zu sprechen, und sie hätten sich ihre Sporen auch verdient, sagten sie in diesem Falle, und wenn sie gehauen wurden, hätten sie es sich eben auch verdient, und dann schlugen sie zu, und es sollte nur niemand denken, sagten sie, daß die Kellnerei Honiglecken sei!

Auf keinen Fall, Franzl dachte sich das auch auf keinen Fall. Wenn etwas wie Honig schmeckt, so ist es höchstens ein bißchen Schlaf oben in der dunklen Bodenlampe, wo er kraftlos hin-sinkt und wieder kraftlos aufsteht. Hoch über der Stadt befindet er sich da droben und steht bis in den Himmel hinein. Die Sterne haben Ähnlichkeit mit den Goldknöpfen auf seiner Bluse, die er jeden Morgen blank putzt, und die so glänzen müssen, schreit sein Chef, daß ein Streichholz an ihnen Feuer fangen müßte!

Sind das nicht, denkt sich Franzl beim Einschlafen oder wenn er im Winter frühzeitig aufsteht, sind das nicht am Himmel lauter kleine Burschen, die in ihren weißen Blusen aus den Restaurants davongelaufen sind? Überall auf der ganzen Welt schlafen sie hoch oben, überall auf der ganzen Welt haben sie's so nahe in den Himmel. Aber wo ist die Leiter, um hinaufzuklimmen? Sie sind abgemagert, sie sind durchscheinend, sie sind federleicht, vielleicht können sie hinauf, vielleicht reichen ihnen ihre Kameraden ihre Hand zur Hilfe?

Aber hat er denn nicht gehört, daß man erst sterben muß, um in den Himmel zu kommen? Sterben, das heißt, die Augen schließen und aufhören zu atmen. Die Augen schließen, das kann er, ja, das ist doch der süßeste Augenblick seines Lebens, wenn er die Augen zumachen darf, aber wie kurz dauert dies Weilschen nur! Ja, die Augen schließen können, auf lange, lange Zeit! In der Früh ruft man dann: „Franzl! Franzl! Fraaaaanzl!“ Wieder schnarcht der Bursche. Aber die Kammer schweigt. Das Bett schweigt. Die Stiegen schweigen. Franzl schweigt und hat geschlossene Augen auf lange Zeit.

Den Schlägen und Schimpfworten wäre Franzl vielleicht nicht unterlegen. Er wollte nur schlafen. Eines Tages schleppte er eine Leiter zu sich hinauf, um Mitternacht stieg er zu dem kleinen Fenster empor, legte sein mißes, durchsichtiges, strohgelbes Haupt in eine grobe Seilschlinge, sprang herunter und schlief dann, ein bißchen hin- und herschwingend, für lange, lange Zeit ein. Und seine Augen richteten sich langsam, als ob sich etwas ganz leise öffnen würde, gegen den Himmel.

Mister „Zero“ versteigert Arbeitskräfte.

(a) Newyork. Vor einiger Zeit wurde in Newyork ein neuartiger, so nennt sich der geschäftsrühmliche „Industrielle“, versteigert in seinem Geschäft — Arbeitskräfte. Man denke an die Auktionen; ebenso geht es hier vor sich. Herr „Null“ stellt seine Arbeitslosen auf einem Podium auf und leitet die Menschenversteigerung: „Intelligenter, geschickter, starker, junger Negerhändler zu haben. Grundtage elf Dollar wöchentlich. Elf Dollar zum ersten, zweiten und dritten Male.“ Ein Hammer Schlag, und das „Objekt Negerhändler“ bildet nunmehr das Eigentum des Käufers. Ob lebenslanglich, geht aus den Zeitungsmeldungen leider nicht hervor. Bezeichnend für die enorme Arbeitslosigkeit in den Vereinigten Staaten ist die Tatsache, daß neulich bei der Versteigerung eines Dipl.-Ingenieurs nur mit Mühe und Not der beschämend kleine Betrag von zwanzig Dollar pro Woche erreicht werden konnte. Das Geschäft des zeitgemäßen Sklavenhändlers soll nicht übermäßig gut gehen; nur für unverheiratete und jugendliche — weibliche Arbeitskräfte besteht ein etwas regeres Interesse...

Es soll der Frühling mir runden...

(c) Tokio. Alljährlich wird in Japan ein großer Frühlingsliederwettbewerb veranstaltet; die gelben Dichter besingen, gleich ihren weißen Kollegen in aller Welt, die schönste Jahreszeit, und ihre Gedichte werden von einer staatlichen Kommission geprüft. Die Auslese gelangt sodann zum — Mikado, der aus der Fülle der guten Arbeiten die beste auszusuchen hat. Der Preisträger wird amtlich zum „ersten Dichter des Landes“ ernannt; diese Würde ist nicht nur mit großen Ehrungen, sondern auch mit klingender Münze verbunden. Anno 1923 liefen nicht weniger als dreizehntausend Frühlingslieder ein, die Juri arbeitete wochenlang Tag und Nacht und unterbreitete dann dem Kaiser sieben hundert Gedichte. Der Herrscher von Nippon hat's wahrhaftig nicht leicht, besonders wenn man bedenkt, daß eine der größten japanischen Tugenden die Höflichkeit ist. Zwölftausenddreihundert Lyriker sind ja bereits traurig, und weitere sechshundertneunundneunzig werden sich ebenfalls bald in ihren schönsten Hoffnungen betrogen fühlen und — was bliebe den Vermissen sonst übrig? — sehnsüchtig auf den nächsten Frühling warten, um da mit erneuten Kräften ihr Glück zu versuchen...

Aus aller Welt.

Ein Stromer als Finanzmann. Der vierundzwanzigjährige Paul Monroe hat allen Anspruch auf eine Ausnahmestellung in der Kunst der „Walzenbürste“ kreuz und quer durch die Vereinigten Staaten. Er wandert von Stadt zu Stadt und ist als Gelegenheitsarbeiter nur so lange an einem Ort tätig, bis er einen Dollar verdient und diesen bei der Sparkasse der betreffenden Stadt eingezahlt hat; dann zieht er mit seinem Sparfassenbuch weiter seines Weges. Sein Ehrgeiz geht dahin, in tausend amerikanischen Städten je ein Sparfassenbuch über einen Dollar sich ausstellen zu lassen. In Racine im Staate Wisconsin wurde ihm jetzt sein siebenhundertstes Sparfassenbuch ausgehändigt. Er hatte hier seinen Dollar als Gehirnaufwäcker verdient. Monroe, der gelegentlich wohl einen Automobilisten bittet, ihn ein Stück Weges mitzunehmen, bedient sich im übrigen nur Schusters Rappen und zieht einen Karren hinter sich her, der als einziges Reisegepäck die Bibliothek seiner Sparfassenbücher enthält.

Alter schützt vor Torheit nicht. Ein 70jähriger amerikanischer Arzt ließ sich getreu dem Sprichwort „Alter schützt vor Torheit nicht“ von den Reizen einer fünfundzwanzigjährigen feinen und heiratete die junge Schöne. Noch nicht zufrieden mit dieser Dummheit, beging er die zweite, noch größere, seiner Frau am Hochzeitstage notariell sein ganzes Vermögen zu überschreiben. Die glückliche Frau glaubte, ihren Mann für seine Herzengüte dadurch belohnen zu müssen, daß sie ihm auch nicht das geringste aus ihrem bisherigen Leben verschwiege. Für die Weichte wählte sie die Hochzeitsnacht, leider mit dem unerwarteten Erfolg, daß der bitter enttäuschte Verliebte ihr eine gehörige Tracht Prügel verabreichte. Die Frau, die mehr Anerkennung für ihre Aufrichtigkeit erwartet hatte, ließ zum Gericht und erreichte die Scheidung. Als der schuldige Teil wurde der Arzt zum Unterhalt seiner geschiedenen Frau verurteilt. Da erfuhr das Gericht erst, daß der „jugendliche“ Liebhaber sein ganzes Vermögen verschenkt hatte. Jetzt drehte der Richter den Spieß um und verurteilte die Frau zur Zahlung einer Monatsrente an ihren Mann. Die Schenkung konnte der Richter jedoch nicht wieder rückgängig machen.

fröhliche Ecke.

Die Wunder des Maschinengewehres. Im Hamburger Hafen ist wohl f—ille Zeit eingetreten, denn Hein und Fietje treiben sich auf der Beest — so bei Bugelhude — herum. Dort haben gerade die vier Felddienstübung, und Hein und Fietje machen mit. Kalkalkal — rattert ein Maschinengewehr los. Hein und Fietje hin. Nun stehen sie davor — und gucken und gucken. — „Daschen wunderbaren Ding!“ — „Du, Hein, wat hebdt de forn Schallrohr dor vorn dran?“ fragt Fietje und zeigt auf den trichterförmigen Rückstoßverstärker an der Mündung des Laufs. „Schaß-lopp!“ Da röhrt de Anneroffizier rin, wenn de Schuß stoppen soll — Da ist noch etwas Rätselhaftes vorn am Gewehr besetzt, ein Gummischlauch, der den heißen Wasserdampf aus dem Kühlmantel nach hinten leitet. „An wotau brukt se de Gummischlauch?“ fragt Fietje. — „Damit se u m de G d scheeten könnt, du Buttjer!“

Vorbereitung. Die ganz junge Frau Fifi meinte Kaszaden in den Meerrettich. „Che du heiratetest?“ dozierte der Gatte, „hättest du dich ein bißchen mit Hauswirtschaft besaßen können!“ — „Mit — hül! Habe ich doch, Albert!“ — „Hast du das?“ — „Volle vierzehn Tage habe ich am Lausprecher täglich die „Stunde der Hausfrau“ gehört.“ (Meggendorfer-Blätter)

Im Lampenstüber. Ein junger Schauspieler hat zu sagen: „Hier stehe ich, ein im Dienst ergauner Krieger!“ — In seiner Angst aber verheddert er sich, und brüllt: „Hier stehe ich, ein in Kraut gedünster Krieger!“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Ehrig, Poznań.